



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kleinere Mitteilungen.

Ein altes Studentenlied, das als Einleitung zum sogenannten Cerevisispiel gefungen wird, lautet:

Cerevisiam bibunt homines,
Animalia cetera fontes,
Absit ab humano
Guttare potus aquae.
Sic bibitur etc.

Natürlich betont man nach dem Accent, sodaß Wortton und Vers-ton zusammenfallen. Sieht man jedoch genauer zu, so findet man, daß wenigstens der zweite Teil ein regelrechter, nach der Quantität gemessener Pentameter ist. Der Rest aber verwandelt sich mit Leichtigkeit in einen Hexameter, wenn man anstatt cerevisiam setzt vina. Und so steht es zu lesen beim Moscherosch in den Satirischen Gedichten Philanders von Sittewald (Teil 2, zweites Gesicht, Bd. 1 u. 2, S. 793, Frankfurt, 1647). Der Verfasser erzählt da ungefähr folgendes:

Bier durstige Franzosen kommen nach Deutschland, weil sie gehört haben, daß die Deutschen nicht mehr imstande sind, rechtschaffen zu trinken, und deshalb mit Erlaubnis des Königs eine Trinkschule errichten wollen. Monsieur, sagen sie unter anderm in ihrem Kauderwelsch, four onse quom expres von Paris har, four onse gern wis, wan so gout vin von Rhin wi von di Loire de France u. s. w. Aber kaum haben sie ihre Absicht verkündigt, als der eine von ihnen von einer plötzlichen Ohnmacht ergriffen wird, dergestalt, daß er sein letztes Stündlein heran-nahen fühlt. Infolgedessen erklärt er in längerer Rede, daß er sich angesichts des Todes mit seinem grimmigsten Feinde, dem Wasser, versöhnen wolle, und beschließt seine Beichte mit folgendem Bekenntnis: „Auch war das mein liebster Spruch, den ich gelernt hatte: Vina bibant homines, animalia cetera fontes.“ Zum Beweise aber, daß es ihm ernst ist mit seiner Reue, fordert er ein Glas Wasser, um es, was er niemals gethan hat, zu trinken. „Indem er nun — fügt der Berichterstatter hinzu — dasselbe Glas mit Wasser an den Mund sagte und sobald nit eingetrunkn hatte, gab er seinen Geist auff und starb.“ Dann widmet ihm einer von den anwesenden Deutschen eine Grabchrift, die folgendermaßen lautet:

Sie ligt blutta bloß
Frippon a Frankoß.
Waistu, was ar that?
War a quotar prassar,
Starb doch lezt am wassar,
Ist jo jammarschad!

Die Freunde, die das hören, fangen an zu lachen und erinnern sich, ähnliche Grabchriften der eine in Pommern, der andre in Rölln gelesen zu haben. Es sind bekannte Verse, die wir als Curiosa noch hersehen wollen. Der angeblich in Pommern gefundene Spruch ist folgender:

Sie liegt begraben Herr Melcher,
Ein Pfarrherr gewest ist welcher;
Er hat gelebt in Tugend und Zucht,
Ist gestorben an der Wassersucht.
Schau doch, lieber Leser frei,
Ist das nicht schad? Ey, ey!

Der andre dieser:

Die liegt Meister Peter im grünen Graß,
Der so gern sauer Kraut aß,
Und trank gern guten Rheinischen Wein,
Gott woll seiner Seele gnädig sein.

Für unser Studentenlied scheint die vorstehende Erzählung eine etwas stark wattierte Verpackung zu sein. Allein es schien geraten, die Geschichte, wenn auch erheblich verkürzt, doch vollständig mitzuteilen, um im Anschluß an die aufgeworfene Frage gleich ein kleines Kulturbild zu geben und unter anderm zu zeigen, daß die Deutschen den Franzosen nicht zu allen Zeiten im Trinken „über“ gewesen sind.

Der Dichter der Zukunde, G. L. Rosgarten, ist jungen Deutschen beiderlei Geschlechts von den Lesebüchern der Schule her bekannt. Ob er es ihnen aber dann noch ist, wenn sie einmal das Schullesebuch zuklappen, dürfte durch statistische Erhebungen — etwa durch Umfragen in gebildeter Gesellschaft — nur geringe Bestätigung finden. Doch wirft dies keinen Schatten auf das Schullesebuch. Als beredten Zeugen der klassischen Literaturzeit, dessen Gedichte fünf „Subskriptionsauflagen“ erlebten und der von Klopstock bis zur Romantik nicht mehr und nicht weniger als alle ihre Wandlungen mitgemacht hat, kann ihn das Lesebuch keinesfalls umgehen. Aber für die Gestalt, für das Gepräge dieses Dichters ist es sehr bezeichnend. Vergißt doch der Abiturient und die höhere Tochter nicht so leicht ihren Fleming, ihren Hölty und manchen andern aus den untern Gegenden des deutschen Parnasses. Bei Rosgarten dagegen, über den vor kurzem eine ausführliche Biographie erschienen ist,^{*)} scheint weder die Literaturgeschichte, noch das im Lesebuche etwa mitgeteilte Bruchstück der „Zukunde“ oder einer sonstigen vorstehenden Ekloge oder hainbündlerischen Hymne imstande zu sein, auch nur das kleinste Widerhäkchen in das literarische Bewußtsein des mit seiner Muse gespeisten Jungdeutschlands zu schlagen, an welchem irgend eine kleine Erinnerung aus der Schule „fürs Leben“ haften könnte. Mit der Erklärung hierfür dürfte unsre Zeit der „Spezialitäten“ rasch bei der Hand sein; wir hören, indem wir dies niederschreiben, im Geiste deutlich die literarparlamentarischen Zwischenrufe, die heutzutage jedermann niederzuschmettern meinen, der nicht seine ganz besondere — Dichterkappe aufhat oder womöglich einem ganz besonders „innormalen“ Extrem huldigt, als da sind: Farblosigkeit, Annatur, toter Klassizismus u. dergl. Allein das trifft bei diesem Dichter ganz und gar nicht zu. Er verfügt über einen, man möchte fast sagen: unleidlichen Vorrat an Farben der verschiedensten Art, er ist mitunter so „natürlich“, wie die Musen und Grazien in der Mark, er ist so wenig toter Klassizist, daß er die heutzutage von den Dichtern zunächst erstrebte Bedingung, ein Modedichter zu sein, aufs glänzendste erfüllt hat. Es muß also doch wohl an etwas anderm liegen, daß dieser Dichter, der sicherlich auch dereinst eine „Zierde des Weihnachtstisches“ der Urgroßväter und Urgroßmütter bildete, von den Urkeltern schon vergessen ist, sobald sie im Schullesebuch die Seite über ihn umgeschlagen haben. Dies aber ist etwas, woran die Modedichter aller Zeiten und Völker nie gern hören und wovon sie heute am wenigsten reden; dieser Dichter besaß keinen Charakter, und er hatte keinen Stil. Wie heutzutage ein echtes Massenjournal mit

^{*)} Gotthard Ludwig Rosgarten. Ein Lebensbild von Dr. S. Franck. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1887.

seinen „Hausdichtern,“ folgte er getreulich den politischen und literarischen Strömungen seiner Zeit, mochten sie noch so entgegengesetzt sein, mochten sie noch so schroff auf einander folgen. Im Jahre 1807 stimmt er einen „Trutzgesang“ an für die „gerechte Sache“ gegen den „wutentflammten Leuen,“ seinen „eiteln Ruhmesdampf“ und „schönöde Lust zum Raube.“ Im Jahre 1809 hält er am „Napoleons-tage“ als Rektor der Greifswalder Universität eine Lobrede auf den „wutentflammten Leuen,“ der urplötzlich zum Retter und Befreier der unterdrückten Menschheit gegen die schimpfliche Sache der gegen ihn verschwornen Despoten, dessen „eitler Ruhmesdampf“ zur Erlöserglorie, dessen „schönöde Lust zum Raube“ zur weisesten Besorgnis für das „Heil der Menschheit,“ zur „zarten Schonung“ für das „un-nachlässliche Recht eines jeden auf eine freie, edle und völlig gleiche Behandlung“ geworden war. Im Jahre 1813 dichtet er dann wieder seine „vaterländischen Gedichte“ wie alle andern. Als Dichter beginnt er — mit Schiller etwa gleichaltrig — im Klopstockstile seine „Eidli“ zu besingen, „Gulda“ und „Wonna“ in heimischen Eichenhainen nach Göttinger Muster „wonneshauernd, wehnutz-trunken“ zu erklären; er macht als Hauslehrer seinen dummen Wertherstreich so bewußt, daß er in seiner Tragik fast so komisch wirkt wie Goethes bekannte Selbstparodie, verfolgt dann Herder vom Ossian über die Volkslieder bis zu den Legenden, Goethe von den Liedern und Rhapsodien bis zu „Hermann und Dorothea.“ Ja selbst die ihm so fremde Muse Schillers und gar die ihm persönlich unangenehme Romantik müssen ihm in Gedichten nach den „neuen philosophischen Forderungen“*) und Dramen, in Romanen und Marienliedern Töne für seine ewig gleich und wohlgestimmte Leier hergeben. Nur ein Ton blieb ihm eben fremd, jener leise und doch so mächtige Ton, der nach Versen Fr. Schlegels — sie sind uns deshalb so wert geworden, weil sie über der wunderbarsten Tonschöpfung eines seiner eigensten musikalischen Verkündiger stehen — „durch alle Töne im bunten Erdentraum tönet, gezogen für den, der heimlich lauscht.“ Diesen Ton nennt man in der armen Sprache der Begriffe „Stil,“ und man kann ihn wohl mit dem Charakter — wenn auch nicht gleich setzen, wie man es gethan hat — so doch in mannigfache Beziehung bringen. Aus der flachen Geschicklichkeit dieses auch einmal „höchstrenommirten“ poetischen Handwerkers blickt aber nicht bloß sein eigner menschlicher, sondern auch der künstlerische Charakter dieser ganzen edeln Gilde hervor. Wie bekundet er doch so sicheres Verständnis für die Bedürfnisse des Marktes, wenn er in der „Zukunft“ eine ganz moderne fadenscheinige Zeitungs-novelle auf die vornehme Form von „Hermann und Dorothea“ pflropft, wo schon der fortwährend wiederkehrende Name „Thekla von Thurn“ gegenüber der hier einzig am Platze erscheinenden rein menschlichen Namenlosigkeit bei Goethe ein äußerliches, aber bezeichnendes Merkmal für solche Zwittererschöpfung bildet. Wie gut weiß er, worauf es ankommt, wenn man interessant erscheinen will, indem er es in Neubildungen von Wörtern, anspruchsvollen Archaismen und allerlei sonstigen „Lizenzen“ nicht mangeln läßt! Aber wie verrät sich dann auch gelegentlich der geistverlassene Kopist des Genies, wenn er z. B. im „Johannes auf Pathmos“ (Dichtungen, 4. Aufl., III, 66) von einer „geschärften Sehe“ (Gesicht) redet oder in der „Auf-fahrt der Jungfrau“ (III, 31) die „Allerheiligste“ bei der Verkündigung „nur noch Laute der Wonne mit stammelnder Zunge girren“ läßt.

Der treue und fleißige Zusammensteller seines Lebensbildes hat sich gelegentlich bemüht, den zum mindesten sehr blaffen und eitlen menschlichen Charakter seines

*) S. Goethe im Briefwechsel mit Schiller, Nr. 356.

Helden in ein kräftigeres und reineres Licht zu setzen. Bei seinem literarischen hat er kaum vermocht, das Urteil von Goethe, Schiller und Tieck, Goedeke und Gerwinus umzustossen. Zunächst hat er sich auch darauf beschränkt, durch charakterisirende Auswahl aus Dichtungen, Tagebuchblättern und Briefen Zeiten und Zustände wieder lebendig zu machen, die uns immer ferner zu liegen kommen und die neben ihrer vieles erklärenden Enge und Gedrücktheit mit ihrer nur umso mächtiger angeregten geistigen Blüte, ihrer allenthalben selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen hervorbrechenden leidenschaftlichen Hingebung an hohe, umfassende Menschheitsbildung uns heute nicht bloß ein schmeichelnder, sondern auch ein mahrender Spiegel sein können.

Der Mann im Monde. Daß Hauff ursprünglich durchaus nicht die Absicht hatte, Claren zu verspotten, ist nicht so neu, wie J. Br. in Nr. 26 d. Bl. annimmt: schon Schwab stellte in seiner Lebensbeschreibung des Dichters die Sache so dar. Und wenn wir der Entstehung von Satiren und Parodien immer auf den Grund gehen könnten, würden wir wahrscheinlich oft auf ein ähnliches Verhältnis stoßen. Man malt die Sünde und anstatt des Teufels den Schalksnarren dazu, und schlägt soeben auch zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir wollen hier nur an manche Parodien italienischer Opernmusik erinnern, die durch Uebertreibungen sich das Recht erkaufen, der lächerlich gemachten Richtung nach Herzenslust zu fröhnen.

Aus Torgau erhalten wir mit Beziehung auf den in Nr. 25 der Grenzboten abgedruckten Aufsatz: Schriften zur Bühnenfrage folgende Zuschrift:

Der verehrlichen Redaktion übersende ich ganz ergebenst zwei Belege, daß Herrigs Luther zuerst nach Worms in Torgau aufgeführt worden ist. Hierher kamen die Anfragen von Wittenberg, Erfurt, Halle u.: „Wie war's?“ „Wie hat's gewirkt?“ Auch hat man z. B. überall auf die Komposition unsers Musikdirektors Dr. Otto Taubert für das Lied „Mit Fried und Freud u.“ zurückgegriffen. Hefler, geborner Torgauer, ist hier zum Luther geworden. Es ist hier in unsrer Stadt Mut und Sinn für solche Sachen, warum nur immer ihren Namen verschweigen. Könnte Ihr geschätztes Blatt nicht bei Gelegenheit auch einmal Torgau die Ehre geben?

Torgau, 27. Juni 1887.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Trümpelmann, Superintendent und Oberpfarrer.

Wir bringen diese Zuschrift umso lieber zum Abdruck, als uns die geistige Regsamkeit und die patriotische Gesinnung der Torgauischen Bürgerschaft, ihre Bemühungen um die Pflege des geschichtlichen Sinnes, die Wirksamkeit ihres trefflichen Altertumsvereins, ihr aller zwei Jahre stattfindender „Auszug der Geharnischten“ aus eigener Erfahrung und Anschauung bekannt sind. Auch daß die wackern Torgauer auf dem Gebiete des kirchlichen Festspieles vorangegangen sind, war uns wohlbekannt; in einer Mitteilung in Nr. 20 haben wir genau berichtet, daß das Lutherfestspiel von Hans Herrig „im Lutherjubiläum zu Worms, später zu Torgau, Erfurt, Berlin und Wittenberg und der Leitung von Alexander Hefler zur Aufführung gelangt“ sei. In Nr. 25 war Torgau allerdings nicht wieder mit erwähnt worden. Wir holen es hier also nochmals nach; ihr Verdienst soll den Torgauern nicht geschmälert werden.

D. Red.